

„In der Supervision über die Supervision sprechen“

Überlegungen zur Beziehung und Technik in der psychoanalytischen Supervision aus Kandidatenperspektive

Für einen Kandidaten bedeutet die Aufnahme einer Supervision nicht nur den formalen Übergang in einen neuen Abschnitt seiner Ausbildung. Sie stellt vielmehr den Eintritt in die eigene psychoanalytische Behandlungspraxis dar, denn er sitzt zum ersten Mal „hinter der Couch“ und beginnt zum ersten Mal als junger Behandler eine Psychoanalyse. Damit betritt er auch erstmals die Bühne, auf der er sich in den darauffolgenden Jahren und Jahrzehnten seines Berufslebens bewegen wird. Man könnte dies als eine Schwellensituation verstehen, die mit vielen Hoffnungen, Erwartungen, aber auch Ängsten und Gefahren verbunden ist. Der Kandidat tritt damit auch in zwei neue zwischenmenschliche Beziehungen ein: die analytische Beziehung aus Sicht des Behandlers und die psychoanalytische Supervisionsbeziehung. In letzterer münden viele dieser neuen Erfahrungen und Eindrücke zusammen.

Damit verändert sich auch die Komplexität eines Kandidaten hinsichtlich seiner Wahrnehmung des eigenen Ausbildungsinstituts. Neben diesen beiden neuen und wichtigen Beziehungen gibt es die Beziehungen im Institut mit ihren eigenen Besonderheiten, zwischen Kandidaten als anderen jungen Behandlern und den Dozenten und Supervisoren, welche die ersten Behandlungsschritte verfolgen und bewerten sollen.

Mit welchen Themen ist also ein Kandidat beschäftigt, wenn er diese aufregende und neue Welt betritt?

Wir haben 8 Aspekte ausgewählt, die aus unserer Perspektive als Kandidaten bedeutsam für die Supervision und die Supervisionsbeziehung sind, und die wir von zwei Seiten kurz betrachten möchten:

1. Gehalten werden:

- Wenn ich mit meinen ersten psychoanalytischen Behandlungen in die Supervision komme, ist es wichtig, dass ich mich mit meinen Unsicherheiten, meinen Ängsten und meinem Nicht-Wissen von meinem Supervisor gehalten fühle. In schwierigen Behandlungsphasen kann ich dann darauf vertrauen, dass er diese mit mir gemeinsam durchsteht und es dadurch zu einem besseren Verständnis des Patienten und seiner inneren Welt kommen kann.
- Es kommt zu einem Zusammenbruch meiner noch fragilen analytischen Fähigkeiten, wenn ich zu meinem Supervisor keine haltende Beziehung aufbauen kann; wenn die supervisorische Beziehung den möglichen destruktiven Impulsen aus der Behandlung oder aus anderen Wirkungsstätten nicht standhalten kann. Ich fühle mich alleingelassen und zweifle an meinen Fähigkeiten.

2. Sich zeigen/präsentieren:

- Ich habe eine Lust und innere Freude daran, mich als Behandler zu zeigen und meine analytische Arbeit und meine Gedanken dazu zu präsentieren: mein Supervisor bestärkt mich darin, zeigt sich anerkennend und fördert meine Neugierde.
- Mein Supervisor vermittelt mir ein schwieriges Gefühl, wenn ich mich meine Arbeit präsentiere. Entweder reagiert er nicht auf meine eigenen Themen, oder er reagiert überkritisch und nimmt mir möglicherweise den ersten Anfängerstolz. Ich fühle mich beschämt und denke darüber nach, was ich beim nächsten Mal präsentiere, um der Beschämung aus dem Weg zu gehen.

3. Bewertung:

- Bewertung erlebe ich als strukturierenden und wegweisenden Gewinn. In dieser Ausbildung liegt es vor allem an der besonderen Stellung der supervisorischen Beziehung, dort einmal eine zuweilen benötigte Bewertung und Beurteilung der eigenen Fähigkeiten zu bekommen. Mein Supervisor nimmt damit eine wichtige Stellung ein: er wählt eine wohlwollend und konstruktiv-kritische Haltung, damit ich lernen und wachsen kann.
- Bewertungen erlebe ich durch die vorher schon angespannte und ungeklärte Beziehung zwischen den beiden Generationen als Ausdruck eines Kontrollbedürfnis meines Supervisors dahingehend, dass er das gemeinsame Projekt zum Scheitern bringen kann. Aus seinen Bewertungen lese ich einen überkritischen, mich überfordernden Anspruch heraus, der mir vor allem meine Anfängerposition als Kleinheit vor Augen führt.

4. Abhängigkeit/ Macht:

- Dadurch, dass die Bewertungen aus einer wohlwollenden Grundhaltung entstehen, kann ich die vorgegebene Abhängigkeit zu meinem Supervisor als entwicklungsfördernd erleben. Machtverhältnisse bestehen und werden von beiden Seiten anerkannt, sie haben jedoch (oder gerade dadurch) keine zerstörerische Kraft. Es gibt diese Abhängigkeiten, aber ich bin mir sicher, dass ich mich nach der Ausbildung aus diesen so befreien kann, dass sie mich nicht in meiner zukünftigen Arbeit am Institut behindern.
- Abhängigkeit und Macht erlebe ich als ein Gefühl von „oben und unten“: ich soll klein bleiben und darf nicht groß werden, möglicherweise um für meinen Supervisor nicht zu gefährlich zu werden. Das spürbare Abhängigkeitsverhältnis hemmt mich in meiner kreativen Entwicklung.

5. Grenzen:

- Ich fühle mich als Person und mit meiner Lebensgeschichte nicht ausgeliefert und die Grenze zwischen Lehranalyse und Supervision wird respektiert, trotz dessen kann in der Supervision auch geschützt mit eigenen inneren Themen gearbeitet werden. Grenzen erlebe ich durch die wohlwollende generative Weitergabe als schützenden Rahmen: meinem Supervisor und mir ist bewusst, dass Grenzen den eigenen und den Gestaltungsraum des anderen schützen sollen, sie haben eher einen protektiven und weniger einen ausgrenzenden Charakter.
- Zu starke Grenzen erlebe ich als autoritären Charakterzug, welche vor allem der machtvolleren Position noch mehr Macht geben sollen: Grenzen betonen die Unterschiede zwischen „oben und unten“ und sollen eher an einer Verfestigung dessen beitragen. Das verunsichert und verärgert mich gleichermaßen. Ich spüre zudem, wie schnell Grenzen verletzt werden können. z.B. durch übergriffige Deutungen oder Kommentare zu meiner Person und eigenen Geschichte.

6. Konflikte in der Supervision

- Mein Supervisor und ich haben einen Weg gefunden, um über Konflikte in der Supervision zu sprechen und können diese immer wieder auch auf die Behandlung zurückführen, was dazu dient, konstruktiv und produktiv an dem Verständnis für den Patienten zu arbeiten. Ich muss Konflikte nicht vermeiden, weder muss ich sie suchen. Ich wachse an und in diesen Konflikten.

- Ich ängstige mich entweder vor Konflikten mit meinem Supervisor, deshalb werde ich zu einem angepasst-devoten Kandidaten. Oder ich suche willentlich nach Konflikten, z.B. weil ich mich gekränkt oder zu abhängig fühle, um die Beziehung zu meinem Supervisor anzugreifen, um ihn zu provozieren und in seiner Position in Frage zu stellen. Ich erlebe unsere Konflikte als beziehungschädigend.

7. Identifizierung /Entidentifizierung

- Im Verlaufe meiner Ausbildung habe ich verschiedene Supervisoren kennengelernt und erfahren, dass jeder seinen eigenen Stil und andere theoretischen Hintergründe hat. Ich entwickle im Verlauf der Ausbildung immer stärker eine eigene Identität und der Supervisor lässt es anerkennend zu. Damit fühle ich mich hinreichend gestärkt für die zukünftige Eigenständigkeit.
- Ich traue mich nicht, etwas Eigenes zu entwickeln: entweder, weil meine Supervisoren nicht zulassen und besonders kritisch sind, oder weil ich meine Supervisoren idealisieren (muss) und mir keine innere Differenz zutraue. Dem Ende der Ausbildung sehe ich entweder ängstlich entgegen, weil ich keine Eigenständigkeit entwickeln konnte, oder ich kann ein Ende nicht abwarten, um es endlich selber und ‚besser‘ zu machen – aber wie sicher stehe ich dann auf eigenen Beinen?

8. Flexibles Supervisionsmodell

- Im Rahmen der Supervision gibt es eine Offenheit für den flexiblen Umgang mit Material. Neben der freien Assoziation, an der sich auch mein Supervisor beteiligt, und die inneren Bilder und freie Einfälle umfasst, kann ich auf unterschiedliche Präsentationsformen zurückgreifen – Notizen, Gedächtnisprotokolle, Transskripte, Tonbandaufnahmen. Dadurch fühle ich mich in meinem individuellen Bedarf bestärkt. Ich kann mit meinem Supervisor auch über die Bedeutung ins Gespräch kommen: warum fällt mir das Protokollieren der Stunde schwer, warum kann ich mich nicht mehr erinnern etc.
- Ich fühle mich in der Vorbereitung der Supervisionsstunde und in dieser selbst eingeeengt auf die Vorgaben meines Supervisors und habe das Gefühl, dass jede Stunde nach einem ähnlichen Muster abläuft. Gleichzeitig kann die akribische Vorbereitung und das Festhalten an Protokollen aber auch dazu dienen, etwas aus der Behandlung oder die Supervisionsbeziehung abzuwehren.

All das sind Bestandteile der Supervisionsbeziehung. Daher muss aus unserer Sicht in der Supervision immer wieder eine Beziehungsklärung zwischen den beiden stattfinden, damit der Patient genügend Raum bekommen kann: eine produktive Triade kann nur entstehen, wenn die Beziehungen hinreichend besprochen werden können. Also: „in der Supervision über die Supervision sprechen“, denn die Aufgabe **der beiden** ist doch, zusammenzuwachsen, sich trennen zu können und zusammen zu wachsen! Somit profitieren am Ende **alle drei** von der gemeinsamen Arbeit.